

Verlag Bibliothek der Provinz

Johann Mandl
Beamter auf Lebenszeit
Erzählungen

lektoriert von Paul Engl
herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-690-6

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung:

Dem Lipp »Einsamkeit«, Tusche und Aquarell auf Papier, 30 x 40 cm

Johann Mandl
Beamter auf Lebenszeit

Erzählungen

VORWORT

Ich bin Beamter bei der Gemeinde Wien und habe mich in fast vierzig Dienstjahren hochgedient. Angefangen habe ich als biederer Revisionsbeamter im damaligen Besoldungsamt, in dem ich auch nach fünfzehn Jahren zum stellvertretenden Gruppenleiter und ein Jahr später zum Gruppenleiter avanciert bin. Nach Auflösung der Abteilung vor nunmehr ebenfalls fünfzehn Jahren halte ich diese Stellung als Referatsleiter auch in der neuen Personalabteilung bis zu meiner Pensionierung.

Nebenberuflich habe ich es mir nicht nehmen lassen und meinen Traum erfüllt, nämlich ein Diplomstudium sowie Doktoratsstudium der Rechtswissenschaften zu betreiben und abzuschließen, wobei ich sozusagen als Draufgabe noch ein Zusatzdiplom in Kultur- und Religionsrecht abgelegt habe.

In meiner Berufslaufbahn habe ich es überwiegend mit Landeslehrerinnen und Landeslehrern zu tun, einige Zeit habe ich auch die vertraglichen Arbeiterinnen und Arbeiter sowie die Angestellten der Gemeinde Wien unter meinen Fittichen gehabt.

Nun kann sich wohl jeder lebhaft vorstellen, was man in so langer Dienstzeit als Beamter – Beamter ist man ja bis zu seinem Tode – alles erlebt hat und einige Vorkommnisse sind dabei in lebhafter Erinnerung geblieben. Über vieles wurde gelacht, über vieles hat man sich geärgert, aber die einschneidenden Geschehnisse haben sich in mein Gehirn quasi eingebraunt und man stellt fest, dass es Tage dauern würde, wollte man sie alle erzählen.

Darum habe ich mir gedacht, es macht Sinn eine humorvolle Satire über das Berufsleben eines biedereren

Schreibtischbeamten zu schreiben, in der in leicht ironischer Art und Weise in kleinen Aufsätzen über die Bonmots berichtet wird, die so im Laufe der Zeit vorgefallen sind und zum Schmunzeln anregen.

Es werden wirklich geschehene Geschichten realitätsnah nach bestmöglich aufgerufener Erinnerung präsentiert, bei denen selbstverständlich aus Datenschutzgründen anonymisierte Namens Kürzel verwendet und keine Amtsgeheimnisse preisgegeben werden. Denn wie schon oben erwähnt: Beamter ist man auf Lebenszeit und die Dienstbehörden sowie Disziplinarbehörden verfolgen den Beamten auch noch in der Pension bis zu seinem Tode.

Nichtsdestotrotz bleibt nur zu wünschen, dass die folgenden Zeilen in der etwas trostlosen Lage, in der sich die Staatsdiener derzeit befinden, nicht nur den beamteten und insofern mitbetroffenen Leser, sondern auch den unbeschwerten, von staatlichen Personalstrukturen unberührten Leser zum Schmunzeln anregen.

Wie meinte schon Joachim Ringelnatz: „Humor ist der Knopf, der verhindert, dass der Kragen platzt!“

In diesem Sinne wünscht der Verfasser viel Vergnügen beim Lesen!

Wien, am 9. März 2016

INHALTSANGABE

Die Trotteln vom Finanzamt	9
Das schieß Rote Wien	12
Wieviel ist 2×25 ?	14
Zu lange Wartezeit	17
Geburtstag des Gruppenleiters	21
Wenn Sie Zeit haben, besuchen Sie uns wieder!	23
Versicherungsabschluss in der Hüttelbergstraße	25
Jahresausgleich auf Altpapier	27
Getürkter Jahresausgleich	29
Parken im Innenhof des Rathauses	31
Blutuntersuchung mit Hindernissen	34
Die auf wundersame Weise verschwundenen Bürostunden	36
Das besetzte Freizeichen	39
Bekleidungsvorschriften einmal anders	41
Dienstantritt in der Kombi	44
Schifferlversenken und Stadt-Land-Spiel	46
Wieviel Bier verträgt die Mittagspause	49
Der Beschwerdemanager	51
Ein Packerl Kaffee als Kriminalfall	55
Die rabiate Kaffeemaschine	58
Fluchtweg mit Sackgasse	61
Die missbrauchte Mittagspause	64
Der Essmarkenmissbrauch	69
Der verschwundene Kühlschrank	73
Wie wechselt man Blumenerde aus?	76
Steckdose unter Wasser	79
Die Nachteile der Ausschreibungspflicht	83
Das vermeintlich getrennte Telefon	86
Die falsche Kontonummer	89

Das Geschenk der Abteilungsleiterin	97
Der Tränenbaum	102
Das nicht vorhandene Raucherzimmer	107
Regen am Klosett	111
Der vergessene Mittagstisch	115
Eine aufgebrauchte Lehrerin	119
Die etwas andere Gehaltsbestätigung	112
Eine Namensgleichheit mit Folgen	128
Mündliche sexuelle Belästigung	132
Ein typischer Dienstunfall, der keiner war	136
Die etwas überraschende Skartierung	140
Die multiplikative Monatskarte	146
Der nicht gewährte Fahrtkostenzuschuss	151
Das kalkulatorische Büro	154
Selbstschließende Türen	158
Der freie Freitagnachmittag	162
Der unbeliebte Fünfuhrtee	166
Der spät bekannte Urlaub	171
Der personalisierte Behindertenparkplatz	174
Die verschmutzte Dienstkleidung	180
Der Gesundheitssessel aus dem Sonderangebot	184

DIE TROTTELN VOM FINANZAMT

In meinen ersten Dienstjahren war es mir vergönnt, unter anderem zu überprüfen, ob die mir zugeordneten Besoldungsreferentinnen und -referenten die Angaben auf der Lohnsteuerkarte – diese gab es immerhin noch bis 1988 – auch korrekt ablesen und in die Lochvorlagen eintragen konnten, damit die von ihnen betreuten Landeslehrerpensionisten weniger Steuern zahlten. Es bestand die Möglichkeit in den Amtsstunden aufs zuständige Wohnsitzfinanzamt zu pilgern und sich auf der Rückseite der Lohnsteuerkarte einen sogenannten Steuerfreibetrag eintragen zu lassen. Diesen bekam man z.B., wenn man wegen der Zahlung einer Lebensversicherung um Berücksichtigung von Sonderausgaben einreichte.

Dem Referenten war natürlich schnurzegal, aus welchem Paragraphen heraus die Pensionisten einen Freibetrag eingetragen bekamen – es war auch nicht erkennbar –, einzig der Betrag interessierte ihn, den die Finanz händisch in Ziffern und Worten auf die Rückseite der Lohnsteuerkarte gemalt hatte. Die Lohnsteuerkarte durfte persönlich überbracht werden oder konnte auch mit der Post an die Abteilung geschickt werden.

Nun, eines schönen Tages kam eine rüstige Pensionistin in den Amtsstunden in unser Zimmer, in dem wir zu dritt saßen und die Landeslehrerpensionistinnen und Landeslehrerpensionisten betreuten. Sie sagte höflich dass sie gerade am Finanzamt war und eine Eintragung auf ihrer Lohnsteuerkarte erhalten hätte und dass sie den Freibetrag so schnell wie möglich bei ihrer Pension berücksichtigt haben wolle. Die zuständige Referentin nahm die Lohnsteuerkarte entgegen, legte sie vor sich

hin und kramte in ihren Karteikarten, wo sie nach kurzer Zeit die Karte mit dem Namen der Pensionistin herausholte, worauf sie nun zielstrebig mit dem Datumsstempel den Wiedereingang der Lohnsteuerkarte vermerkte.

Sie sagte zur Pensionistin, dass sie ihren Wunsch erfüllen werde – in der nächsten Abrechnung werde die Lohnsteuer schon dementsprechend niedriger sein – und machte noch einen kurzen Blick auf die Eintragung auf der Rückseite der Lohnsteuerkarte. Dort stand in Ziffern 561 öS und in Worten ausgeschrieben „Fünfhundertsechzehn“. Die Referentin merkte nach kurzem Stocken, dass die Ziffern sich nicht mit den Worten in der Eintragung deckten und sagte zur Pensionistin, sie müsse jetzt leider noch einmal aufs Finanzamt gehen, um den Fehler in der Eintragung – dieser könne bei der Ziffer oder bei den Worten passiert sein, man weiß nicht den richtigen Wert – zur Berücksichtigung korrigieren zu lassen und griff wieder zur Karteikarte, um die Lohnsteuerkarte nunmehr auszustempeln.

Daraufhin sagte die Pensionistin verständlicherweise aufgebracht: „Na des san vielleicht Trotteln auf dem Finanzamt!“ Kaum hatte sie das gesagt, entgegnete mein Kollege, der sich auch im Zimmer befand und schon viele Dienstjahre am Buckel hatte: „Nana, mäßigen Sie sich, Frau X., wir sind schließlich auch Beamte und können uns schon einmal irren!“

Die Dame ließ sich aber nicht beruhigen und verlangte mit dem Gruppenleiter zu sprechen, denn sie verstehe nicht, dass wir nicht einfach die 561 öS nehmen, denn das sei der richtige Wert, glaube sie zumindest. Gesagt, getan, ich lief aus dem Zimmer und bat den Gruppenleiter ins Pensionszimmer zu kommen, es gäbe Probleme mit einer aufgeregten Pensionistin. Der

Gruppenleiter kam ins Pensionszimmer und fragte die Pensionistin, was sie für ein Problem habe. Diese meinte, sie wolle 561 öS berücksichtigt haben bei ihrer Lohnsteuerbasis und hielt ihm die wieder ausgehändigte Lohnsteuerkarte vor sein Gesicht. Mein Gruppenleiter hielt kurz inne, las die Eintragungen auf der Rückseite der Lohnsteuerkarte und sagte ganz laut: „Na, des san vielleicht Trotteln auf dem Finanzamt!“

DAS SCHEISS ROTE WIEN

Auch aus dem Bereich der Landeslehrerpensionen stammt der nächste Fall. Ein schon sehr betagter Pensionist erhielt zu seiner Pension einen Hilflosenzuschuss der Stufe 2 von drei möglichen Stufen. Heute ist der Hilflosenzuschuss schon lange abgeschafft und durch das Pflegegeld ersetzt, bei dem es sieben Stufen gibt und das seit einigen Jahren auch nicht mehr zusammen mit der Pension ausbezahlt wird. Es war auch nicht verwunderlich, dass der Pensionist als Patient in einem Pflegeheim aufgenommen wurde und offensichtlich jemand war, der geistig schon sehr verwirrt war. Dieser Umstand war uns deswegen bekannt, da die Dienstbehörde mittels schriftlichen Aktes die vorläufige Einstellung der Pension verfügte, da der Pensionist aufgrund seiner beginnenden Demenz offenbar abgängig war. Die weitere Vorgangsweise war vom weiteren Verlauf des Falles abhängig, vor allem die Frage war noch offen, ob die Bestimmungen über die Abgängigkeit von Beamten tatsächlich anzuwenden waren. Der Pensionist war schon einige Male aus der geschlossenen Abteilung ausgebücht und hatte dann nicht mehr zurückgefunden, hieß es.

Nach erfolgter vorläufiger Einstellung der Bezüge rief mich der Sohn des abgängigen Pensionisten an und schilderte mir wutentbrannt, dass sein Vater wie schon öfters die Abteilung des Pflegeheims verlassen hatte, nun aber nach einer Woche noch immer nicht gefunden werden konnte. Ich sprach ihm mein Bedauern aus und erklärte ihm die vorläufige Pensionseinstellung durch die Dienstbehörde. Er fuhr fort mit den Worten: „In dem scheiß Roten Wien ist niemand fähig auf einen

verwirrten Patienten aufzupassen und man weiß nichts besseres, als seine Pension einzustellen.“ Ich fiel ihm ins Wort und sagte, er solle sachlich bleiben, denn in der Art und Weise sei eine Weiterführung des Telefongesprächs nicht sinnvoll. Er meinte daraufhin nur abschließend, dass das Besoldungsamt eh nichts dafür könne, er aber dem Pflegeheim bzw. dem ganzen Krankenanstaltenverbund die Hölle heiß machen werde und legte auf.

Das Traurige an der Geschichte ist die Tatsache, dass der verwirrte Patient nach vierzehn Tagen rund zwei Kilometer vom Pflegeheim in einem Park tot aufgefunden wurde.

DAS NICHT VORHANDENE RAUCHERZIMMER

Nach den gängigen Bestimmungen in der Bauordnung sind in großen Amtshäusern ein oder mehrere Raucherzimmer vorzusehen. Ob das heute im Zeichen des EU-Rauchverbotes noch weiter so sein wird, weiß ich nicht, über kurz oder lang sicherlich nicht mehr. Jedenfalls herrscht in Amtsgebäuden striktes Rauchverbot, also in allen Büros, am Gang, in Sozialräumen, auf Klosetts – hier wird vielfach heimlich geraucht, zum Leidwesen der Nichtraucher –, in Archivräumen usw. darf nicht geraucht werden. Erlaubt ist der Marsch in den Flur oder vor den Eingang ins Gebäude, denn dort wurden Aschenbecher für Raucher aufgestellt. Das alles gilt oder galt für Bedienstete genauso wie für Parteien.

Nun arbeiteten wir in einem alten Amtsgebäude, in dem alle Räumlichkeiten bereits ihre Funktion hatten, es gab Büros, Archive, Klosetts, Gänge, Abstellkammerln, eine Kanzlei, Wartezimmer, Stiegenhäuser, Aufzüge, einen Innenhof, Geschäftslokale, Computerräume, Sozialräume, Besprechungszimmer, Heizräume, aber keine Raucherzimmer.

Den Rauchern gefiel es gar nicht, stets zu Fuß oder mit dem Aufzug bei jedem Wetter in den Flur oder auf die Straße hinunterzugehen bzw. zu fahren, um sich eine Zigarette – und das ohne Kaffee dazu – anrauchen zu können. Den Nichtrauchern gefiel das auch nicht, denn vor allem stärkere Raucher waren dauernd auf der Tour, und sie mussten deren Telefonate erledigen, wenn sie abwesend waren. Genausowenig ließ irgendjemand – nicht einmal die Bedienerin wegen des Drecks – es zu, dass vielleicht ein Mitarbeiter sich im Zimmer eine anzündete, auch wenn er entweder das Fenster aufriß

und sich hinauslehnte und/oder einen Duftsprüher einsetzte, denn der Tannen-, Lavendelduft oder Ähnliches ist auch nicht jedermanns Sache.

Manche gingen daher dazu über, sich beim vormittäglichen Stuhlgang eine Zigarette mitzunehmen und diese genüsslich am Klosett zu rauchen. Ich selbst musste als Referatsleiter immer öfter registrieren, dass auf der Herrentoilette, oder auch am behindertengerechten WC unangenehmer, beißender Qualm zu verspüren war. Einige Kollegen beschwerten sich genau darüber und ich versprach Abhilfe zu schaffen. Es dauerte geraume Zeit, um einen Schuldigen zu finden. Ich legte mich quasi zwischen acht und neun Uhr täglich auf die Lauer, denn ich hatte wohl gemerkt, dass genau in dieser Zeit der Qualm am dichtesten war und daher in dieser Zeit entstanden sein musste. Auch waren die Zigarettenkippen zu dieser Zeit noch sehr frisch. Nachdem man schon schwer einen von unseren zwei Rauchern in Verdacht hatte – ein starker Raucher und eine Gelegenheitsraucherin –, diese das aber vehement bestritten, hatte ich auch deswegen Handlungsbedarf, um wieder Ruhe in mein Referat zu bringen. Der ertappte „Klosettraucher“ war schließlich ein aus seinem angestammten Bereich und seiner Herrentoilette vertriebener Kanzlist, der einfach glaubte, er könne schnell die paar Kurven den Gang rüberhuschen, in unserem Behinderten-WC eine rauchen und so schnell, wie er gekommen war, dann wieder in seinen Bereich verschwinden. Ich schnappte ihn mir gleich, nachdem er aus dem Klosett kam und ich hinter ihm den Qualm sah, stellte ihn zur Rede und sagte ihm, er solle unseren Bereich in Zukunft meiden und gefälligst im Flur oder auf der Straße rauchen, wenn ihm danach sei. Das tat er offenbar auch, denn unsere Toiletten blieben fernhin rauchfrei. Vielleicht suchte er nun

auch einen anderen Bereich auf – mir war das jedenfalls egal.

Man kann sich vorstellen, dass der Ruf nach einem Raucherzimmer immer lauter wurde, zumal es ja eigentlich zumindest eines geben hätte müssen. Unter Einsatz der Personalvertretung, aber stets gegen den Willen der betroffenen Referatsleiter, erreichten die Raucher schließlich, dass die Abteilungsleitung ein Zimmer im Amtsgebäude bestimmte, das momentan leer stand oder leicht geräumt werden und in Hinkunft als Raucherzimmer genutzt werden konnte. Unangenehm war das den Referatsleitern deswegen, weil es den ganzen Tag über zu regem Verkehr am Gang des Referates kam und wildfremde, nicht zum Referat gehörende Personen sich im Raucherzimmer die Türklinke in die Hand gaben. Außerdem drang der Qualm durch die Türritzen und durch das ständige Türöffnen auch auf den Gang hinaus, war unangenehm, und die Beschwerden der Nichtraucher häuften sich. Sogar die Bedienerinnen fluchten, weil sie frühmorgens das Raucherzimmer ordentlich lüften mussten und daher zwangsläufig den Qualm auch auf den Gang hinausließen. Noch dazu war das Raucherzimmer so durch den Qualm in Mitleidenschaft gezogen, dass man bei Änderung der Zimmereinteilung diesen Raum fast nicht mehr mit Nichtraucher besetzen konnte, da bedurfte es schon eines Kammerjägers mit Chemikalieneinsatz.

Leider kam es gerade dazu, dass die Bestimmung des Raucherzimmers öfters wechselte, denn wenn sich die Beschwerden unangenehm häuften – sie drangen dann bis in die oberste Etage vor – wurde ganz einfach ein anderer Raum zum Raucherzimmer erklärt. Hurra! Der nächste Referatsleiter klagte bald über die gleichen Probleme und das Spiel ging weiter, bis es schließlich

dazu führte, dass ich der betroffene Referatsleiter war und die Kröte nun fressen musste.

Interessant war bei der ganzen Raucherzimmerlogik auch die Tatsache, dass die Raucher selbst nur sehr ungern in das Raucherzimmer gingen, um sich eine anzurauchen – viele fuhren nach wie vor in den Flur hinunter – weil die Atemluft dort nicht zum Schneiden war. Entgegen jeder Logik, aber aus ökonomischen Gründen, wählte man immer stets sehr kleine Zimmer aus, einmal war es sogar ein ehemaliges Archiv, das nur ein Fenster zum Gang hinaus hatte, daher war der Qualm sogar für Raucher schon mehr als grenzwertig und ähnlich den bekannten, gläsernen Flughafenkabinen. Außerdem wollten viele Raucher die Zigarette zum Kaffee genießen, das war aber nicht möglich, denn im Raucherzimmer gab es bewusst keine Stehtische, geschweige denn Sitzbänke – no na, Kaffeehausatmosphäre wollte man nun wirklich nicht erzeugen. Es sollte ja auch noch etwas gearbeitet werden.

Ergo lebe ich jetzt mit einem Raucherzimmer um die Ecke meines Büros, halte am Morgen beim Vorbeigehen kurz den Atem an, um nicht einen Lungenzug machen zu müssen, und hoffe, dass mein stark rauchender Kollege trotz allem im Zimmer zum Kaffee nur hin und wieder einen Glimmstengel bei offenem Fenster und Zimmerduftstreuer in die Hand nimmt. Die Gelegenheitsraucherin will sich das Rauchen ganz abgewöhnen, schafft es aber noch nicht und fährt ein paar Mal am Tag mit dem Lift in den Häuserflur auf eine Zigarette.

REGEN AM KLOSETT

Ich habe schon erwähnt, dass ich in meinem aktiven Berufsleben einen ganz großen Umzug miterleben durfte, wo wir vom Rathaus weg mussten und in ein Amtsgebäude in der Nähe übersiedelten, und das im Zuge der Auflösung unserer bisherigen Abteilung. Wir wurden einer anderen größeren Abteilung angegliedert. Nun, wie dem auch sei, das Gebäude musste erst fertig umgebaut werden. Jeder kann sich vorstellen, was das bedeutete. Hier will ich nur darüber berichten, dass im Zuge des Generalumbaus auch in jeder Etage die Toilettenanlagen neu gestaltet wurden, da die bisherigen zugegebenermaßen total veraltet waren und entfernt an alte Plumpsklos erinnerten. Sie hatten zwar schon eine intakte WC-Spülung, man glaubte aber – so wie heute noch in einigen beengten Räumen in manchen Ministerien, die ich im Rahmen meiner Berufslaufbahn kennenlernen durfte –, dass man in ein finsternes Kämmerlein zur Verrichtung seiner Notdurft verbannt worden wäre, ja nicht einmal eine Geschlechtertrennung war überall gegeben.

Nun klar, dieser Zustand musste ein anderer werden. In meinem Referatsleitungsbereich war daher der Plan, das Herrenklo zu modernisieren und zu vergrößern auf insgesamt drei Kabinen und drei Pissoirs, dasselbe galt für das Damenklo natürlich mit Ausnahme der Pissoirs, dafür war die Spiegeleinheit viel größer. Zusätzlich war geplant, einen Dushraum einzurichten – einige Kollegen fahren ja mit dem Fahrrad in die Arbeit, glaubte man zumindest – sowie ein „Behinderten-WC“, so stand es jedenfalls später auf der Türe. Das ärgert mich noch heute! Es handelt sich selbstverständlich trotz dieses Fauxpas um ein

„Behindertengerechtes WC“ mit speziellem Sitz, Nottaste, Zusatzbeleuchtung, das auch ein Nichtbehinderter benutzen durfte, auch wenn auf der Türe etwas anderes stand. Einziges Manko dabei: Es war geschlechtsneutral! Denn neben der WC-Muschel hatte es auch noch ein Pissoir und einen Wickeltisch. Ich finde es etwas geschmacklos, wenn das ohne Wasserspülung modern betriebene Pissoir gerade benutzt wurde und der austretende Herr einer notdürftigen Dame die Klinke in die Hand drückt, aber bitte!

Die ausführenden Bauarbeiten gingen zügig voran, man war als erstes mit dem Duschaum fertig, brauchte etwas länger für das neue Herren-Klo, denn es musste eine Zwischenwand umgelegt werden, wobei man für das Damen-Klo dann wieder flotter zur Sache ging. Als letztes errichtete man schlussendlich das Behindererten-WC. Was alle WC-Anlagen gemeinsam hatten, auch die Dusche: Sie waren mit modernen Wandsystemen ausgestattet worden. Da ich so etwas privat noch nicht kannte, beobachtete ich den Baufortschritt aufmerksam. Es wurden dabei riesengroße schwarze Plastikplatten – es handelt sich hier um eine ganz spezielle Materialmischung, Hauptanteil musste aber Plastik sein – raumhoch eingepasst und zugeschnitten. Da sie fast zwei Meter breit waren, konnte man mit zwei solchen Platten eine ganze Wand verkleiden. Die Auslassungen für Wasser- und Kanalanschlüsse wurden ausgebohrt und die Platten wurden mit einem speziellen Haftkleber im Punktklebeverfahren an der Wand angebracht. Natürlich musste alles in der Waage sein. Abschlusskanten und die Zusammenstöße der Platten wurden teilweise mit Silikon verfugt.

So weit, so gut, die ganze Sache sah so modern und blank geputzt aus, passte gut zu den großflächige ,

keramischen Bodenfliesen, die hochkant im Verhältnis zur Tür verlegt wurden. Viele überlegten sich auch für ihr privates Klosett so etwas anzuschaffen, wurden aber vom Preis für diese Platten, den uns ein Arbeiter verriet, etwas zurückgeworfen. Mir persönlich war das Ganze zu modern und unpersönlich, aber praktisch war es beim Putzen. Und ich dachte mir schon: Hoffentlich muss die Platten nie mehr wer herunterreißen, das könnte brutal werden.

Aber genau dazu kam es: Eines schönen, nein, eines schlechten Tages, es hatte nämlich die ganze Nacht wie aus Schaffeln geregnet, kam ein Kollege kurz vor mir ins Büro und merkte, dass unter der Tür zum Behinderten-WC das Wasser herausrann. Ich betrat kurz später den Bereich und wurde sofort informiert, wonach ich jedenfalls sofort die Hausverwaltung in Kenntnis setzte. Es dauerte nicht lange, da kamen bereits Hausarbeiter und betraten das Behinderten-WC, wo es den Eindruck machte, dass Wasser aus der Wand herausrann. Es galt nun zu klären, wo der Wasseraustritt tatsächlich passierte.

Und da hielten sich die Herrschaften sehr bedeckt, ich konnte das nicht exakt verfolgen, jedenfalls war es nicht aus dem Abfluss aufgestiegen, was aufgrund der starken Regenfälle hätte sein können, aber im Hochparterre? Da wären im Erdgeschoss schon einige Mitarbeiter erstickt! Nein, es musste mit der Wasserleitung zu tun haben und da konnte ich, obwohl ich neugierig genug war, nicht erkennen, dass es aus dem Wasserhahn tropfen würde. Das Handwaschbecken war eigentlich praktisch trocken. Also schloss ich für mich, dass ein Wasserrohrbruch bei der Zuleitung vorliegen könnte, und zwar irgendwo hinter einer solchen schwarzen Plastikwand, igit! Da ich niemanden hörte, der mit ohrenbetäuben-

dem Getöse eine Plastikwand im Klosett zerstörte, um dem Leck auf die Schliche zu kommen, sondern sich die Suche nach der Ursache eher auf ein Geschoss weiter oben konzentrierte, kann man über den Ausgangspunkt des Unheils nur Vermutungen anstellen.

Dem Bürotratsch zufolge und soweit man Gerüchten Glauben schenken kann, kam es offenbar in einem der oberen Geschosse, womöglich im letzten Stock, dem Dachgeschoss, zu einem Wassereintritt durch den fast die ganze Nacht dauernden Sturzregen. Dieser Wassereintritt bewirkte die Unterwassersetzung einer Wand, an der die Waschbecken aller Geschoss-Toiletten angeschlossen waren. Die Toiletten hatten – soweit klar – eine Verbindung durch Abfluss und Wasserrohre. Dass diese Verbindung auch eine gewisse Porenöffnung für das eintretende Wasser darstellen konnte, kann ich nur vermuten. Der Verdacht ist nun, dass das Regenwasser sturzflutartig einbrach und hinter den Plastikplatten an der Mauer hinunterrann bis ins Hochparterre, wo es dann durch Fugen austrat. Vielleicht war der Wasserdruck hier schon so hoch, dass das Silikon dem nicht mehr standhalten konnte. Die Entfernung oder Zerschlagung von Plastikplatten dürfte offenbar außerhalb der Bürozeit, wahrscheinlich am Samstag, im Erdgeschoss passiert sein, wo das meiste Wasser sich aufgestaut haben dürfte.

Somit kann angenommen werden, dass der Regen am Klosett durch Sanierung des Daches und Austrocknung der Wand nach Öffnung der Toilettenwand im Erdgeschoss gestoppt werden konnte.

DER VERGESSENE MITTAGSTISCH

Vor einigen wenigen Jahren war unser Sozialraum neu gestaltet und vorschriftsgemäß mit einer Lüftung sowie einem Feuermelder versehen worden. Als „nicht eigentlicher“ Sozialraum hatte er kein Fenster, dafür aber eine breite Lüftungsnische auf den Gang hinaus und der Gang selbst hatte gleich daneben ein Fenster, durch das man Frischluft hereinlassen konnte. In der Innenausstattung durfte auch ein Elektroherd mit Ceranfeld nicht fehlen. Einige Mitarbeiterinnen nahmen ihr Mittagessen im Büro ein und benutzten zur Zubereitung ihrer Mahlzeit die Künste des E-Herdes, und wenn er nur zur Erwärmung der Speisen erhalten musste.

Und so kam es eines schönen Tages zur Mittagszeit, dass eine Mitarbeiterin, die sich beinahe jeden Tag ihr Essen, das sie von zu Hause mitbrachte, in einem Reindl aufwärmte, auch an diesem Tag in den Sozialraum ging. Sie leerte von ihrem Tupperwarebehälter die bereits vorgekochten Spaghetti Bolognese in das Reindl, das sie aus einem Schrank rechts oberhalb des Herdes entnahm. Danach drehte sie die Herdplatte in der Absicht, nach ein paar Minuten umzurühren, so ungefähr auf halbe Umdrehung auf. Die Spaghetti brodelten so dahin, sie rührte das Ganze einmal um und verließ den Raum, um ein Teller zu holen, das sie in ihrem Büro stehengelassen hatte.

Kaum trat sie aus dem Sozialraum, kam ihr ein langjähriger Kollege entgegen, der seit einem Jahr in Pension war und uns mit einem Kurzbesuch erfreuen wollte. Er war auf dem Weg in die Referatsleitung, begann aber aufgeregt mit der noch jungen Mitarbeiterin zu plaudern, immerhin waren sie über fünf Jahre

gemeinsam in einem Zimmer gesessen und hatten sich einiges zu erzählen. Auf halbem Weg zu mir kam ich ihnen schon entgegen, da ich zufällig gerade mein Zimmer verlassen hatte, um einen Akt weiterzugeben. Ich drehte sofort um und sagte den beiden, sie könnten gern mit mir gemeinsam in meinem Büro bei einer Tasse Kaffee weiterplaudern.

Gesagt, getan, ich hatte den Kaffee bereits hingestellt – das Kaffeewasser hatte ich nicht vom Sozialraum, sondern vom Handwaschbecken der nahen Herrentoilette entnommen und die Kaffeetassen hergerichtet. Wir drei warteten nunmehr bei bester Laune und unter Belauschung der stets abenteuerlichen Urlaubsgeschichten des Jungpensionärs – dafür war er schon in seiner Aktivzeit bekannt – auf das Herunterrinnen des Kaffees. Allerdings wurde das Qualmen des Kaffeewassers von einem anderen Geräusch übertönt – dreimal, und ich erkannte als geschulter Zwangsevakuierungshelfer sofort: Feueralarm.

Nachdem ich nichts von einem Probealarm gehört hatte, hätte es auch ein unangekündigter Probealarm sein können, aber leider nein: Der Tonfolge nach – dreimal lang anhaltend – zu urteilen, lag ein echter Feueralarm vor. Ich riss den Kasten auf, um die orange Weste an mich zu raffern und lief sofort aus dem Zimmer, um zu schauen, was los war. Dort waren schon einige meiner Mitarbeiter zusammengelaufen, aber niemand konnte vorerst etwas Auffälliges entdecken.

Das Einzige, das wir merkten, war ein Geruch nach irgendetwas Verbranntem, eher wie verbranntes Fleisch oder Faschiertes, dachten wir. Wir schauten uns kurz an, schluckten und liefen schnurstracks Richtung Sozialraum, kamen aber nicht vor zwei Feuerwehrleuten dort an, die uns den Weg abschnitten und zusammen mit

dem Hausmeister die Türe zum Sozialraum öffneten, und ich höre noch heute, wie wenn es gestern gewesen wäre, den Alarm fast übertönenden Ausruf meiner jungen Mitarbeiterin: „Jessas, meine Spaghetti!“

Der Sozialraum hatte kein Fenster nach außen, nur eine Lüftung auf den Gang, wo man dann eine Fensterfront vorfindet. Als die Türe aufgerissen wurde, sah man wie beißender Rauch, vom Geruch her ähnlich einem Lagerfeuer im Wilden Westen, durch die Lüftung abgezogen wurde und auf den Gang austrat, allerdings auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges, von uns aus gesehen, würde man sagen „ums Eck“. Daher hatten wir den Qualm nicht sofort entdeckt, er zog aus irgendeinem Grund – möglich durch die Stellung des Ventilators – Richtung dahinterliegender Kanzlei weg. Der Rauchmelder hatte demnach angeschlagen und automatisch die Rettungskräfte in Alarmzustand versetzt. Nachdem die Profis bald erkannten, dass ohne größeren Atemschutz vorgegangen werden konnte und kein Brand entstanden war, drehte man den Herd ab und es wurden alle vorhandenen Fenster aufgerissen. Es dauerte nicht allzu lange, bis sich der meiste Rauch ins Freie verzogen hatte, den Geruch nach verbranntem Essen vernahm man im Sozialraum aber noch ein paar Wochen.

Nach Beendigung des Kurzeinsatzes suchte freilich der Feuerwehrkommandant mit folgenden Worten den Schuldigen: „Wer war denn hier so vif und hat die faschierten Laibchen so ordentlich durchgekocht? Also mir wären die Cevapcici schon etwas zu knusprig!“, und lachte herzlich. Ganz schüchtern meldete sich die junge Kollegin und meinte: „Es waren keine Cevapcici, sondern meine Spaghetti, die ich am Herd ganz vergessen habe! Es tut mir fürchterlich leid!“ Sie war den Tränen nahe und wusste gar nicht, wo sie hinschauen sollte.

„Nana,“ meinte der Feuerwehrmann, „nur keine Panik auf der Titanic, ist ja gottlob eh nichts passiert!“ Ein bisschen Bewegung hätte ihm heute nicht geschadet, meinte er noch, denn es war sonst an dem Tag ohnehin nichts los. Mir gab er nur zu überlegen, der jungen Kollegin bei der Essenszubereitung etwas unter die Arme zu greifen, meinte noch „Pfiat euch!“ und war dahin.

Johann MANDL

geboren 1958 in Klosterneuburg, aufgewachsen in Baumgarten am Tullnerfeld; Volksschule Freundorf, Bundesrealgymnasium Tulln.

Kurzzeitig Bankangestellter, im Jänner 1978 schließlich Aufnahme im Bereich der damaligen Magistratsabteilung 3 der Gemeinde Wien, später der MA2 angegliedert, dort mit Bezugsverrechnung befasst, Aufstieg vom Prüfer zum Gruppen- bzw. Referatsleiter, in leitender Funktion nun seit über 20 Jahren als Amtsrat bzw. Oberamtsrat tätig. Neben der beruflichen Karriere Studium der Rechtswissenschaften.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien